

POSITION LOSING

Here this country
which agrees with me
leaves me cold

My voice with which I once
spoke for everyone
is shrinking

Here I sit
force myself
through newspaper reports
get stuck in the entanglement of sounds
and after that I don't breathe a word

Unmolested on the sidelines
I take note
of the disasters of the homeland
The thought that it might need me
crashes during the flight
over the Baltic sea

A chip off the old
Germany
is what they say about me
since then I've covered the mirrors

Obituary

Responsive
to no country

Poem by Dorothea Grünzweig, translated by Emily Jeremiah.

„Das Ende der Illusionen ist noch lange nicht das
Ende des Glücks“:

oder

Der Wunderglaube von Mario Wirz

Mario Wirz ist im Jahre 1956 in Marburg a. d. Lahn geboren. Zu seinen frühen Werken zählen Theaterstücke und Gedichtsbände, u.a. *Und Traum zerzaust dein Haar. Nachtgedichte* (1982) und *Ich rufe die Wölfe* (Aufbau, 1983). Nach seiner Ausbildung zum Schauspieler, zog er 1988 nach Berlin, wo er seitdem als freier Schriftsteller arbeitet. Seine viel diskutierten und umstrittenen Romane *Es ist spät, ich kann nicht atmen. Ein nächtlicher Bericht* (Aufbau, 1992) und *Biographie eines lebendigen Tages* (Aufbau, 1994) stellen nicht nur das Selbstbild des „emanzipierten“ Schwulen, sondern auch das Selbstbild des HIV-Infizierten in Frage – etwas, wofür er Kritik inner- und außerhalb der schwulen Community dulden musste. Neben kritischen Reaktionen gab es auch hymnisches Lob. Wirz' literarische Arbeit wurde mit dem Liechtensteiner PEN-Preis und dem Förderpreis des Brandenburgischen Literaturpreises ausgezeichnet. In dem folgenden Interview mit David Prickett äußert er seine Meinung zu „Identitätsliteratur“, zeitgenössischer deutscher Literatur, Tennessee Williams und dem lasterhaften „Handy“.

PRICKETT: Ich habe das Glück gehabt, dich dieses Jahr kennenzulernen. Wenn ich deine Werke lese, habe ich deine „hysterischen“ Gesten – sprich deine Körpersprache – im Kopf. Wie kann – oder sollte – man das Autobiographische von Mario Wirz und das literarische Moment von Mario Wirz unterscheiden?

Wirz: Hysterische Gesten? Das Interview ist für mich beendet (*lacht und spielt den Beleidigten*). Wahrnehmung ist immer Interpretation. Im Kopf eines Lesers, der Wirz privat nicht kennt, entstehen natürlich andere Bilder. Andere Interpretationen. Kein Leser liest das Buch, das ein Autor geschrieben hat. Und meistens hat sogar den Autor kein exaktes Wissen über seinen Text. Der Text ist oft ehrlicher und radikaler und klüger als der Autor. Jedes

Buch verwandelt sich im Kopf des Lesers in einen neuen Text. Jeder liest sich und seine Geschichte in einen Text hinein. Wenn ein Buch zehn LeserInnen gefunden hat, existieren nach der Lektüre zehn unterschiedliche Texte.

Körpersprache evoziert – wie jede andere Sprache – eine Unmenge an Interpretationen und Projektionen. Jeder Text entsteht aus dem autobiographischen Material des Autors, kein Text ist *nicht* autobiographisch. Ich kann narrative Masken wählen und eine Geschichte über Marsmännchen schreiben, das erscheint dann sehr fiktiv, aber auch mein Text über „Marsmännchen“ wird autobiographisch sein. Alles, was ich weiß und begriffen habe, schreibt sich in einen Text. Über jeder Textlandschaft ist der autobiographische Horizont des Autors – deswegen ist die literaturkritische Diskussion über fiktive oder autobiographische Texte oft recht künstlich.

Das literarische Ich meiner ersten Bücher ist Mario Wirz – ich hätte einen Paul oder Peter erfinden können, meinerwegen auch eine Paula oder Petra. Sie wären dann nicht weniger hysterisch oder pathetisch oder theatralisch-expressiv als die wirzsche Ich-Figur meiner Bücher. Ob es mir gelungen ist, aus dem autobiographischen Material heraus „literarische Momente“ zu erzeugen, muss der Leser entscheiden.

Schreibend erfinde ich eine Geschichte, die ich für meine Geschichte halte. Ich erfinde, was gewesen ist [...] oder korrigiere die vermeintliche Realität rückwärts, in dem ich mich an etwas erinnere, was *nicht* gewesen ist. Es gibt keine objektive Erinnerung. Das Bekenntnis zum Subjektiven ist auch ein Bekenntnis zur Literatur. Mit der Subjektivierung beginnt auch eine mögliche Poetisierung und Stilisierung, auf jeden Fall die Literarisierung von dem, was ich für mein Leben halte.

Die Subjektivität des Autors korrespondiert mit der Subjektivität des Lesers. Einige werden meine Texte kraftvoll und sinnlich und leidenschaftlich finden, andere werden das Buch in die Ecke schmeißen, weil es ihnen zu „hysterisch“ oder zu „pathetisch“ ist. Der Dialog zwischen Leser und Text ist sehr intim und heikel. Natürlich wünsche ich mir, dass möglichst viele LeserInnen der Schönheit und dem betörenden Temperament meiner Bücher verfallen (*lacht*).

PRICKETT: Deine literarische, zum Teil selbst komponierte Sprache ist fragmentarisch, d.h., es besteht aus Bruchstücken: Namen, Begegnungen, Zeitangaben, die für den/die LeserIn oft ohne Bedeutung und

Zusammenhang sind. Inwiefern spielt die literarische Form eine Rolle in deinen Werken, z.B. in *Es ist spät[...]* oder in *Biographie[...]*?

Wirz: *Es ist spät, ich kann nicht atmen* hat den Untertitel: *Ein nächtlicher Bericht*. Erzählt wird die Geschichte einer Nacht, in der die Ich-Figur zurücksinkt in die Tage und Nächte ihrer Vergangenheit. Die Diagnose: „HIV-Positiv“ diktiert den atemlosen Rhythmus des Textes, das Fragmentarische und Flüchtige. Das alles liest sich wie ein langer und poetischer Monolog: der Leser landet im „Kopfkino“ der Figur, im Labyrinth ihrer Bilder und Widersprüche, ihrer Risse und „Bruchstellen.“ Die „Namen, Begegnungen, Zeitangaben“ sind wichtige Haltepunkte im assoziatischen Strom dieser nächtlichen Prosa: kleine Tatsachen – Bojen, um im Bild zu bleiben, keineswegs ohne „Bedeutung oder Zusammenhang.“ Das gilt auch für *Biographie eines lebendigen Tages*. Ich habe den schwermütigen Verdacht, dass du meine Bücher recht oberflächlich gelesen hast. Natürlich könnten es auch andere Namen oder Zeitangaben sein, aber die Beharrlichkeit, mit der die Ich-Figur das Benennbare und Sagbare benennt, verdeutlicht ihren Seelenzustand, das Überfordertsein von dem, was unsagbar und unsäglich ist. So haben Namen und Orte die Bedeutung von einem Geländer, an dem sich die Ich-Figur festzuhalten versucht, bevor sie wieder mitgerissen wird vom nächtlichen Erzählstrom dieser Nacht.

Die literarische Form ergibt sich aus dem poetischen Temperament des Autors (*lacht*). *Es ist spät, ich kann nicht atmen* oder *Biographie eines lebendigen Tages* sind keine Memoiren, die lapidar von Anekdote zu Anekdote springen. Beide Bücher sind streng komponiert, geschrieben im Bewusstsein, dass die Zeit vielleicht nicht ausreicht, die Bücher zu vollenden. Es wundert mich, dass du in deinen Fragen das wesentliche Thema dieser Bücher verschweigst. Beide Bücher verstehen sich als literarischen Widerstand gegen den Tod, auch als Protest gegen eine Spaß-Gesellschaft, die diese Themen tabuisiert. So ist die subjektive Krankengeschichte des Autors auch ein Text über das Krankheitsbild unserer Gesellschaft. Vor allem aber sind beide Bücher literarische Inszenierungen meines Lebenswillen, stürmische Bekenntnisse zum Augenblick, in dem wir radikal und intensiv leben und lieben.

PRICKETT: Seit der Gründerzeit teilen GermanistInnen Literatur in Rubriken ein, die wiederum aus weiteren Rubriken bestehen. Diese Rubriken sind nicht nur anhand Autor und Periode bestimmt worden, sondern auch

anhand des Personenkreises, der diese Werke liest. In welcher „Rubrik“ sieht sich Mario Wirz? Kurz – für wen schreibst du?

Wirz: Kein Autor entgeht den Rubriken und Etiketten. Wer mich in eine Schublade packen will, soll das tun – ich bin woanders. Es interessiert mich nicht mehr, ob man mich als „Aidsdichter“ etikettiert, als „schwuler Hinterhofpoet“, als „autobiographischer Autor“ oder als „schreibende schwule Socke.“ Ich schreibe die Texte, die ich schreiben muss und schreiben will – das Katalogisieren überlasse ich den Germanisten und all denen, deren Ordnungssinn Schubladen braucht.

Ich schreibe für mich. Weil Schreiben für mich Leben und Überleben bedeutet, Augenblicke von Intensität und Intimität mit mir selbst. Dasein und Begeisterung, Sehnsucht und Schmerz – Schreiben ist für mich die intensivste Form des Lebendigseins; mehr kann ich dazu nicht sagen.

Viele Leserbriefe zeigen mir, dass es Menschen gibt, die sich in meiner Textlandschaft wiederfinden. Eine Leserin aus Heidelberg schrieb mir, dass sie nach dem Lesen meiner Bücher den Mut gefunden habe, sich von ihrem Mann zu trennen. Sie lebte in einer unglücklichen Ehe und hatte resigniert – ich freute mich, dass sie nach der Lektüre meiner Bücher den Mut fand, ihr eigenes Leben zu suchen.

Meine LeserInnen sind heterosexuell und homosexuell, bisexuell und vegetarisch, Kettenraucher und Alkoholiker, manchmal sind auch sie bedrängt von einer schweren Krankengeschichte oder haben einen geliebten Menschen verloren. In den letzten zwei Jahren erhielt ich oft Leserbriefe von jungen Lesern, was mich überrascht hat. Wahrscheinlich können sie sich mit meinen Ängsten identifizieren, mit der Angst, dass man lau und feige lebt, irgendwie, mutlos und trübe an sich vorbei. Wenn meine Bücher dazu beitragen, dass andere sich und ihr Leben annehmen, mit allen Macken und Widersprüchen, mit aller Ambivalenz und allen Zweifeln, dann macht mich das froh.

PRICKETT: Die Grenze zwischen dem Ästhetischen und dem Vulgären ist in deinen Werken fließend und wird häufig überschritten. Welche Intension hat diese Methode?

Wirz: Mit dieser Frage erzählst du mehr über dich selbst. Was ist für dich „das Ästhetische“ und was „das Vulgäre“? Das sind Wertungen, die mich nicht interessieren. Meine Werke sind leise und laut wie ihr Autor, heftig

und romantisch, zornig und zärtlich, feinsinnig und auch vital-derb und direkt. Ist es das Direkte, was du als „vulgär“ bezeichnest?

Meine Intension ist Intensität und Wahrhaftigkeit. Ich will das Lebendige einfangen, mit allen Gerüchen und Farben, das ganze Orchester meiner Sinnlichkeit oder meiner Träume von Sinnlichkeit. Warum sollte ich einen Augenblick nur auf das Feine und „Ästhetische“ reduzieren? Das Leben ist aufregender und widersprüchlicher, wenn sich das Poetische und das vermeintlich „Pornographische“ verbünden, kommen wir dem näher, was wir empfinden und begehren. Das Nur-Ästhetische ist mir zu sauber und zu steril, auch zu verlogen!

PRICKETT: Wie ist deine Meinung: Schafft Literatur Identität oder schafft Identität Literatur?

Wirz: Wie immer ich auch meine Identität beschreiben könnte, ich bin ihr schreibend näher gekommen. Meine Literatur hat das, was ich für meine Identität halte, vertieft. Stabilisiert. Schreibend habe ich einen Mario Wirz kennengelernt, den ich vorher so nicht kannte. Meine Texte haben meine Selbstbilder korrigiert, schreibend bin ich in Bereiche vorgedrungen, in denen ich meine Oberflächlichkeit hinter mir lassen oder „über mir“ lassen musste.

Identität ist immer ein Konstrukt. Auch die Fremdbilder meiner LeserInnen haben mich verändert – mich und das, was ich meine „Identität“ nenne. Die Rezeption meines Werkes ist nicht ohne Einfluss auf den Autor und seine Identitäts-Findungen. Mit meinen Büchern ist der öffentliche Mario Wirz entstanden, der zu Lesungen fährt, in irgendwelchen Talk-Shows herumsitzt, sich über Verrisse in der Zeitung ärgert und sich an anderen Tagen für den aufregendsten Dichter unter dieser Sonne hält. Nach dem Nobelpreis werde ich noch mal über meine Identität nachdenken (*lacht*).

PRICKETT: Apropos „Identität“, welchen Einfluß nimmt der *Berliner* Mario Wirz in deiner literarischen Arbeit?

Wirz: Ich hätte wahrscheinlich in München oder in Paris andere Bücher geschrieben. Seit fünfundzwanzig Jahren lebe ich in Berlin. Diese Metropole mit dem kauzigen Charme der Provinz hat mich geprägt. Ihre Baustellen und Hinterhöfe, ihr ramponierter Mythos, ihr Größenwahn und ihre

schrillen Betulichkeiten. Berlin, das ist ein Lebensgefühl, chaotisch und hausbacken, ein bisschen geistesgestört, so wie Herr Wirz.

Als ich in diese Stadt kam, war es eine Insel, die Insel der Hausbesetzer und Kriegsdienstverweigerer, der Träumer und Punks, der Spinner und Sonderlinge, die aus den Dörfern und kleinen Städten Deutschlands nach Berlin gezogen waren, um sich zu verwirklichen. Und jeder brachte sein „Dorf im Kopf“ mit! Nach dem Fall der Mauer ist Berlin für mich wieder zu einer neuen und fremden Stadt geworden, die ich entdecken muss.

PRICKETT: Welche zeitgenössischen AutorInnen liest du gerne?

Wirz: Christa Wolf. Christoph Hein. Sarah Kirsch. Wolfgang Hilbig. Natascha Wodin. Sigrun Casper. Monika Maron. Michael Sollerz. Walter Foelske. Günter Grass. Christoph Geiser. Josef Winkler – um nur einige zu nennen. Ich registriere ziemlich wach die Neuerscheinungen, schreibe ab und zu Rezensionen.

PRICKETT: Gehörst du einem literarischen Kreis an? Hast du je Literatur in Zusammenarbeit mit einem/einer anderen AutorIn geschrieben?

Wirz: Ich bin Mitglied im Pen-Club Liechtenstein, im Verband der deutschen Schriftsteller, in der Neuen Gesellschaft für Literatur, bin aber ein ziemlich passives Mitglied. Lieber treffe ich mich privat mit meinen Schriftstellerfreunden.

Ich habe mit Peter Slavik ein Theaterstück geschrieben – das war eine interessante Erfahrung, blieb aber bis jetzt eine Ausnahme. Ich bin ein Einzeltäter! Ein solistischer Worttäter. Meinen Briefwechsel mit Rosa von Praunheim will ich hier nicht besonders betonen – als wir uns diese Briefe schrieben, wussten wir noch nicht, dass daraus ein Buch werden würde. Und wenn wir es wussten, dann wussten wir nicht so bewusst, dass wir es wussten (*lacht*).

PRICKETT: Mir hast du einmal erzählt, dass du das Leben und Werk eines Tennessee Williams sehr schätzt. Warum?

Wirz: Seine Figuren verheddern sich im Seelenschungel ihrer Wünsche und Begierden: Tatsachen und Träume können sie oft nicht unterscheiden,

sie sind sehr verletzlich, etwas fremd und verloren in der sogenannten „Realität.“ Ich konnte mich immer mit ihnen identifizieren: ihrer Sehnsucht, ihrer Angst vor Verletzung. Manchmal komme ich mir vor, als wäre ich selbst eine Tennessee Williams Figur. Auch ich verdränge oft unbequeme und schmerzhaft Wahrheiten. Und dann diese Sprache, das erotische Moment in allen Stücken und Erzählungen, dieses Fieber der Gesten und Unausgesprochenheiten!

Ich schaue brüderlich und voller Zuneigung auf diesen Autor, er ist mir nah mit seiner Labilität, seiner Großartigkeit und seinem Scheitern. Ich mag seinen Ton. Kommen wir auf die erste Frage zurück, die Subjektivität des Autors „Tennessee Williams“ korrespondiert mit der Subjektivität des Lesers „Mario Wirz.“ Das lässt sich nicht exakt beschreiben, wie du gerade merkst (*lacht*).

PRICKETT: Du schreibst immer noch auf der Schreibmaschine, verachtest Handys und hast keine Email Adresse – es scheint, als ob du die Technologie meiden würdest. Hat das mit deiner Arbeit oder aber sogar deiner „Identitätspolitik“ zu tun?

Wirz: Vielleicht ist Mario Wirz der letzte „Dinosaurier“, wer weiß. Vielleicht ist aber mein Anachronismus auch nur Ausdruck meiner Blödsinnigkeit – in technischen und praktischen Fragen bewege ich mich an der Grenze zum Schwachsinn. Ich bewundere die Möglichkeiten, die ein PC anbietet, habe aber eine sentimentale Beziehung zu meiner alten Schreibmaschine, mit der ich alle meine Bücher geschrieben habe.

Ich bin ein treuer Dinosaurier. In jeder Hinsicht. Meine Lektorin und die Redakteure der Zeitungen, für die ich schreibe, reagieren *noch* mit Nachsicht, dass ich ihnen keine Diskette meiner Texte anbiete, sondern ein Manuskript – das wird sich irgendwann ändern (*seufzt vernehmlich*).

Ich verachte Handys nicht – für bestimmte Berufsgruppen und Situationen sind sie sicher sehr nützlich. Ich möchte mich aber nicht von ihnen terrorisieren lassen. Wenn ich mich mit einem Freund treffe, will ich nicht für den Rest der Welt verfügbar sein. Dieses despotische Dauer-Geklingel, für irgendwelche banalen Mitteilungen . . . Ich habe einen Anrufbeantworter, und darauf finden mich alle Nachrichten, das soll reichen. Man kann mir sogar ein Fax schicken. Briefe, die ich aus dem Briefkasten anlege, Nachrichten auf dem AB, Faxe – das alles finde ich anstrengend genug. Ich brauche Zeit und Ruhe für mich selbst, brauche

Abwesenheit von Mensch und Welt. Ich treffe mich lieber ganz altmodisch mit Freunden in einem Café. Dieses stundenlange Sitzen vor dem Computer, das Starren auf einen Bildschirm, der mich anscheinend mit der ganzen Welt verbinden kann – das ist mir zu unsinnlich. Das alles simuliert eine perfekte Kommunikation, gleichzeitig ganz schnell mit vielen. Ich aber bin ein langsamer Mensch, finde es schon schwer mich auf einen Gesprächspartner einzulassen.

Neulich sagte ein Freund von mir aus Köln: Ich wollte dir schreiben, aber leider hast du keine Email Adresse. Ich habe ihm eine Briefmarke und ein Couvert geschickt.

Ich will meine privaten Verschrobenheiten und Animositäten aber nicht zur Philosophie oder Ideologie verklären. Ein PC bietet aufregende Möglichkeiten, das gilt auch für Internet und Email-Wunder. Es ist nur so, dass Herr Wirz als Dinosaurier in einer anderen Welt lebt und schreibt. Ich gehöre zu den Sonderlingen, die noch Briefe verschicken und Gedichte lesen und schreiben, das wird vielen verrückt vorkommen, als wollte ich mit der Postkutsche nach Paris fahren. Wahrscheinlich wird man mich bald im Museum ausstellen!

Berlin, den 2. April 2002